

Epilog: Krise in der Krise

Was bleibt? Was soll sein?

Katharina Krause, Regina Ammicht Quinn, Ali Simon, Christiane Bomert

Obgleich der Zeitraum der Pandemie durch die Ausrufung des internationalen Gesundheitsnotstandes seitens der WHO von Januar 2020 bis Mai 2023 klar definiert ist, ist das Ende der Pandemie schwer greifbar und abhängig vom individuellen Erleben (siehe hierzu den Prolog in diesem Sammelband). Statt ausschließlich und retrospektiv zu fragen ›was war?‹, ist es entscheidend, auch nach der Gegenwart und nach möglichen Zukünften zu fragen: ›was bleibt?‹ und ›was soll sein?‹. Besonders diesen zwei Fragen widmet sich dieser Epilog.

Fragen wir ›Was bleibt?‹ im direkten materiell-visuellen Sinne, gibt es (bislang) keine offiziellen Gedenkort oder Gedenktage. Geblieben sind aber beispielsweise die immer noch vereinzelt anzutreffenden Plexiglasscheiben an Tresen in Geschäften und Arztpraxen, Informationsblätter zum richtigen Händewaschen in öffentlichen Toiletten, Aushänge zum korrekten Tragen von Masken, Bodenmarkierungen zum Abstandhalten an Schaltern in Bahnhöfen und vor Supermarktkassen sowie Desinfektionsspender an den Eingängen von Museen, Universitäten, Pflegeheimen und Krankenhäusern. Eingeschrieben in diese Überbleibsel sind Ideen von Infektionsschutz und mit ihnen auch Ideen von Care: von gegenseitiger Rücksichtnahme und Schutz jener, deren Arbeit zwischenmenschliche Kontakte voraussetzt und Homeoffice ausschließt; der Vermischung von Fremd- und Selbstschutz durch Hygienemaßnahmen, der Ermöglichung gesellschaftlichen *Zusammen*-Lebens unter der gleichzeitigen Verringerung des Infektionsrisikos. Sie sind Zeugnisse des Versuchs, die (pandemische) Welt »so zu erhalten, fort dauern zu lassen und wiederherzustellen, dass wir so gut wie möglich in ihr leben können« (Tronto & Fisher, 1990, S. 40, eigene Übersetzung).

Jedoch sehen wir vielen Plexiglasscheiben ihr Alter an, die Informationsblätter sind vergilbt und eingerissen, die Bodenmarkierungen schmutzig und abgenutzt und die Desinfektionsspender oftmals leer. Um diese pandemi-

schen Manifestationen von Care scheint sich kaum noch jemand zu *sorgen*. Der Begriff ›Corona-Ruinen‹ kommt einem in den Sinn (vgl. Echle, 2025), denn diese materiellen ›Ruinen‹ sind Erinnerungen an eine andere Zeit, aber auch an ein anderes Zeitgefühl.

Gerade diese mittlerweile vernachlässigten Überbleibsel der Pandemie symbolisierten während der Corona-Krise temporäre Ausnahmezustände, indem sie beispielsweise Alltagszeit in Form von Warteschlangen oder Abstandhalten strukturierten. Gleichzeitig manifestierten sie staatlich verfügte Zeitregime in Form von Pause oder Stillstand. Auch andere staatliche Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie, insbesondere die ersten beiden Lockdowns als vermeintlich forcierte Entschleunigung (auch in Bezug auf die Infektionszahlen), resultierten in einer Destabilisierung zahlreicher zeitlicher Orientierungspunkte des Alltags, was wiederum einen neuen bzw. anderen Umgang mit Zeit erzwang. Demnach galt es im Laufe der Pandemie immer wieder »durch rechtzeitiges Handeln *Zeit zu gewinnen*, etwa bis die Infektionskurve abgeflacht, eine ausreichende intensivmedizinische Versorgung gewährleistet und ein wirksamer Impfstoff gefunden und flächendeckend eingesetzt war« (Schweda, 2021, S. 58, Herv. d. A.). Des Weiteren führte die vorherrschende krisenhafte Situation dazu, dass die Planung von Zukunftsereignissen wie Reisen oder Feiern nahezu unmöglich wurde. Insbesondere für viele junge Menschen schien es, als könnten sie eine entscheidende Phase ihres Lebens nicht umfassend erleben (vgl. Thomas, 2023). Diese Entwicklung verdeutlichte die Fragilität und Situationsabhängigkeit von Zeitstrukturen, auf die sich Gesellschaften gemeinhin verlassen. Suckert (2022) widersprach dieser Zustand dem »kapitalistischen Zeitregime und dessen Prinzipien – Kommodifizierung und rationale Verwertung von Zeit, Beschleunigung sowie Aneignung der Zukunft« (Suckert, 2022, S. 123). Infolgedessen befanden sich viele Menschen in einem Zustand der »zeitlichen Desorientierung« (Velasco et al., 2023, S. 1121). Andere schienen zwischen unterschiedlichen zeitlichen Logiken und Spannungsfeldern festzustecken. Für einige bedeutete die Pandemie eine Verlangsamung, eine Pause oder sogar den Rückzug in den (nicht immer) geschützten Raum des Zuhauses (siehe hierzu etwa den Zwischenton von Metzger). Wie ein solcher Rückzug erlebt und gestaltet wurde, zeigt ein Beispiel aus dem Roman *Die Wut, die bleibt* von Mareike Fallwickl: Dort heißt es über die jugendliche Protagonistin, »Lola hat plötzlich so viel Zeit gehabt für Bücher und aufklärende Accounts auf Instagram, und zum Nachdenken auch. Sie hat gescrollt und aktualisiert, sich Videos angeschaut, gelesen, gelesen, gelesen« (Fallwickl, 2022, S. 149). Für andere, insbesondere

Menschen in systemrelevanten und ›frontline‹-Berufen, bedeutete Covid-19 meist ›Krisenzeit‹, die Dringlichkeit und Beschleunigung mit sich brachte.

Auch emotionale Belastungen wie etwa Stress oder Angst, die während der Pandemie auftraten, hatten einen signifikanten Einfluss auf das Zeitempfinden, das oftmals als verschwommen wahrgenommen wurde. Als Orientierung dienten vielen zeitliche Marker wie etwa der erste Lockdown oder die Möglichkeit zur Impfung. Vieles andere versank im Corona-Nebel. Auch die stetig fortschreitende Verwahrlosung der oben beschriebenen ›Corona-Ruinen‹ steht bildlich für den Prozess des Erinnerns und Vergessens der Pandemiejahre. Materielle Erinnerungsreste einer temporären, jedoch signifikanten Zeitordnung, die auf eine kollektiv geteilte Ausnahmesituation verweisen, persistieren als Mahnmal der Vergangenheit, während der Alltag seinen gewohnten Fluss bereits seit geraumer Zeit wieder aufgenommen hat.

Empathie mit Verfallsdatum?

Abnutzungserscheinungen zeigen nicht nur die visuell-materiellen Manifestationen der Pandemie, sondern auch die Empathie und die Solidarität, die oft mit Care verknüpft werden. Handlungen wie etwa das Einkaufen für dem Virus gegenüber besonders vulnerablen Menschen oder das gemeinschaftliche Klatschen für Menschen in Gesundheitsberufen haben besonders die ersten Pandemiemonate und auch das erste Pandemiejahr gekennzeichnet.

In den Interviews und Medienanalysen, die im Rahmen des Co-Care-Projekts durchgeführt wurden, fiel oft das Wort *Erschöpfung*. Interviewte sprachen von einer Resignation im Angesicht der aufeinanderfolgenden Wellen und der nicht enden wollenden Care-Aufgaben unter immer neuen Maßgaben und Umständen. Ein Ende der Pandemie schien kaum greifbar. Das Aushalten und Navigieren des eigenen Körpers als vom Virus bedroht und gleichzeitig durch eine möglicherweise asymptomatische und dadurch unerkannte Infektion für andere bedrohlich verlangte beständig nach neuen und angepassten Formen von Care. Diese notwendigen neuen Formen von Care betreffen heute in besonderem Maße jene, die an einem Post-Covid-Syndrom oder ME/CFS leiden und deren Alltag – teils bis heute – in vielfältiger Weise durch die Folgen der Infektion eingeschränkt ist. Für die Betroffenen nimmt Selbstsorge dabei eine Form an, die sonst kaum mit dem gängigen Verständnis von Für-sich-Sorgen und einem interaktionalen Verständnis von Care verbunden wird: Selbstsorge bedeutet dann etwa, sich in abgedunkelte Räume zurückziehen zu müssen

und jegliche körperliche Berührung durch andere zu vermeiden (siehe dazu auch das Gespräch mit Klinkisch in diesem Band). Erschöpfung, das zeigt unsere (in diesem Sammelband dargestellte) Forschung aber auch, ist nicht das einzige Empfinden, das im Pandemieverlauf zunahm. So kamen im Bereich der Reinigungsarbeit, die im Beitrag von Simon und Villa untersucht wird, Unsicherheit und Anspannung, zugleich aber auch Verantwortungsbewusstsein und der Wunsch, Sicherheit zu vermitteln, zur Sprache. Der »Zwischenton« von Anne P. thematisiert neben Ängsten und Überforderung auch Stolz, Zusammenhalt und Sinnhaftigkeit der Arbeit in einer Klinik. Die Beiträge von Ammicht Quinn und Wezel zeigen außerdem eindrücklich die Rollen von Wut und Gewalt sowie deren komplexe Verbindungen und Verhältnisse zu Care in der Pandemie. Parallel dazu nahm im Verlauf der Pandemie die kritische Auseinandersetzung mit den politischen Maßnahmen deutlich zu: Je länger sie Bestand hatten, desto intensiver wurden Sinnhaftigkeit, Berechtigung und Verhältnismäßigkeit der staatlichen Eingriffe öffentlich verhandelt und kontrovers diskutiert (vgl. Blom, 2020).

Care – das ist keinesfalls eine neue Erkenntnis, aber in der Pandemie besonders drastisch und mitunter existenziell offenbar – ist nie nur durchzogen von positiv konnotierten Emotionen wie Liebe und Anteilnahme, sondern auch Ursache von Erschöpfung, Frust, Wut und Gewalt. Diese teils widersprüchlichen, teils sich gegenseitig verstärkenden Emotionen existieren aber auch in zeitlicher Folge. Und sie sind zentral für unser Verständnis der soziopolitischen Relevanz von Care: »Emotionen [sind bedeutsam] als individuelles, persönliches und kollektives soziales Phänomen« (Schlag, 2018, S. 210, eigene Übersetzung), sie sind niemals nur individuell, sondern immer auch sozial und kulturell konnotiert (vgl. Hutchison, 2014, S. 4).

Die Ambivalenzen manifestierten sich ebenfalls in den täglichen Care-Arbeitsroutinen während der Pandemie, in deren Verlauf emotionale Belastung und organisatorische Anforderungen eine enge Verknüpfung aufwiesen.

Keine Zeit – während und nach der Pandemie

In vielen Tätigkeitsbereichen mussten im Zuge der Pandemie Arbeitsabläufe häufig unter ständigem Zeitdruck fortlaufend angepasst werden, wobei professionelle Ansprüche und Infektionsschutz immer wieder neu austariert werden mussten. Da Vorgaben teils täglich, für den spezifischen Kontext allerdings oft verspätet eintrafen und kaum Raum für Abstimmung blieb,

wurden viele Entscheidungen daher pragmatisch getroffen – mitunter auf Kosten fachlicher Reflexion. So etablierten sich etwa in der Sozialen Arbeit in kurzer Zeit Routinen, die weniger Ergebnis sorgfältiger Planung als Ausdruck unmittelbarer Handlungsnotwendigkeit waren (vgl. Alsago & Meyer, 2023, S. 32; siehe dazu auch den Beitrag von Seits und Bomert in diesem Band). Besonders deutlich wird dies im Umgang mit digitalen Kommunikationswegen: Fachkräfte griffen auf zuvor unzulässige oder datenschutzrechtlich bedenkliche Mittel zurück, um den Kontakt zu Adressat*innen zu halten – »egal wie« (vgl. Zink & Bomert, i. B.). Diese Form des improvisierten Handelns markiert nicht nur eine Phase der Ausnahme, sondern auch eine Verschiebung eines professionellen Selbstverständnisses, in dem Zeit zum entscheidenden Faktor professioneller Praxis wurde: Dies zeigte sich insbesondere darin, dass die Fachkräfte Wege finden mussten, die pro Familie zur Verfügung stehende Zeit trotz der geltenden Corona-Beschränkungen sinnvoll zu gestalten. Zugleich stellte sich die Frage, wie Zeitaufwände – etwa durch den Wegfall von Fahrtzeiten – angemessen abgerechnet werden konnten. Schließlich führten begrenzte zeitliche Ressourcen häufig dazu, dass pragmatische Handlungsstrategien erforderlich wurden.

Trotz dieser massiven Belastung hat bislang kaum eine systematische Aufarbeitung der Pandemie in den Teams Sozialer Arbeit stattgefunden. Fachkräfte berichteten uns, dass es vielfach an Zeit und Bereitschaft fehle, sich erneut in den emotionalen Ausnahmezustand jener Pandemie-Monate zu versetzen. Hinzu kommt, dass der Alltag inzwischen von fortlaufenden Krisen überlagert ist, die ein Innehalten kaum zulassen. So bleibt die pandemische Erfahrung vielfach unbearbeitet. Der Faktor Zeit erweist sich damit nicht nur als zentrales Element der Krisenbewältigung, sondern auch als entscheidende Bedingung für deren fehlende Aufarbeitung. In der Hochphase der Pandemie zeigte sich dieser Zeitmangel auch darin, dass zahlreiche Fachkräfte für Interviews oder Befragungen nicht zur Verfügung standen – nicht aus mangelndem Interesse, sondern weil der Arbeitsalltag keinerlei Freiräume für Reflexion oder zusätzliche Beteiligung ließ. Andere Zeiterfahrungen dazu machten häufig junge Menschen, die bereits in der Kernzeit der Pandemie sehr fundierte Aussagen zum eigenen Erleben sowie zur Analyse der gesellschaftlichen Bedeutsamkeit der Pandemie vorgenommen haben (Thomas, 2023, S. 20). Umso erstaunlicher, dass ihre Erfahrungen – trotz scheinbarer Erfassungsmöglichkeiten – in der Bearbeitung der Pandemie kaum eine Rolle gespielt haben.

Back to *which* normal?

Sozialwissenschaftliche Forschung zu Krisen und Katastrophen problematisiert regelmäßig das Narrativ vom Ende der Pandemie. Dora Vargha (2016, eigene Übersetzung) beschreibt den Wunsch nach einem ›Ende‹ von Gesundheitskrisen wie folgt: »Wir alle sehnen uns nach einem Happy End oder zumindest nach einem Ende, wenn es um Krankheiten geht, die unseren Glauben an medizinisches Wissen und unsere politischen Systeme infrage stellen und das soziale Gefüge zerreißen. [...] Klare Enden können neuen Anfängen Platz machen. Gleichzeitig können Epidemien-Narrative ebenso trügerisch wie verführerisch sein.« Ähnlich kritisch stehen Denise Bergold-Caldwell et al. (2022, S. 132) der Idee einer abgeschlossenen Pandemie gegenüber und gehen stattdessen von einer »anhaltende[n] Gegenwärtigkeit« der Pandemie aus.

Diese »anhaltende Gegenwärtigkeit« (Bergold-Caldwell et al., 2022, S. 132) der Pandemie geht über leere Desinfektionsspender und schmutzige Abstandsmarkierungen hinaus, sie ist höchst individuell und gleichzeitig durchzogen von strukturellen intersektionalen Machtverhältnissen. Das Erleben und *Durchleben* der Pandemie, die hiermit verbundenen, mitunter traumatischen und existenziellen Erfahrungen, können »nicht nur einen Verlust des Selbstvertrauens bedeuten [...], sondern auch einen Verlust des Vertrauens in das Gerüst der Familie und Gemeinschaft, in die Strukturen menschlicher Regierungsformen, in die übergeordneten Logiken, nach denen die Menschheit lebt, und in die Wege der Natur selbst« (Erikson, 1994, S. 242, eigene Übersetzung).

Welches ›Normal‹ meint der viel geäußerte Wunsch und die Aufforderung »back to normal« also? »Wessen Lebensrealität findet sich in dieser Forderung wieder – und welche Lebensrealitäten waren zwar normal im Sinne von real, aber alles andere als wünschenswert?« (Feiler, 2021) Ist dieses alte ›Normal‹ überhaupt erreichbar? Und, noch wichtiger, ist es erstrebenswert?

Feiler (2021) weist darauf hin, dass »Normalität« kein neutraler Zustand ist, sondern als gesellschaftliche Praxis sozial hergestellt wird und damit veränderbar bleibt. Als normal gelte jeweils das, was nicht auffällt und keiner Erklärung bedarf, wobei diese Normalitätsvorstellungen bestimmte – teils unbewusste – Normierungsprozesse und Machtverhältnisse reproduzieren. Im Hinblick auf den verbreiteten Wunsch nach einer »Rückkehr zur Normalität« hebt Feiler hervor, dass sich dahinter sowohl nachvollziehbare Sehnsüchte nach persönlichen und gesellschaftlichen Freiheiten verbergen als auch eine Verklärung problematischer gesellschaftlicher Zustände, die Ausschlüsse er-

zeugen. Gerade für Menschen, für die die Pandemie Tod, schwere Krankheit sowie lange Phasen von Isolation und Einsamkeit mit sich brachte, zeigt sich, wie ambivalent dieser Normalitätsbegriff ist und dass eine unkritische Rückkehr dazu nicht für alle wünschenswert sein kann (siehe dazu auch den Zwischenton von Häfele in diesem Band). So endet auch Paolo Giordanos Band *In Zeiten der Ansteckung* mit einem Plädoyer gegen die Rückkehr zu einer scheinbaren Normalität vor Corona und einem Plädoyer dafür, »erweiterte Verantwortung« zu tragen für unseren »privilegierten Fatalismus«.

Was soll sein?

Dieser Sammelband begann mit Beobachtungen zu (Un-)Sichtbarkeiten von Care im Materiellen, aber auch im übertragenen Sinne und dessen Problematisierung. Am Ende dieses Epilogs kommen wir zurück zu diesem frühen Zeitpunkt der Pandemie, aber wir erweitern diese rückwärtsgewandten Fragen um die Frage nach dem Erreichen von care-volleren Zukünften. Weder scheint, wie oben ausgeführt, ein »back to normal« in präpandemische Zeiten aus einer care-ethischen Perspektive erstrebenswert, noch reicht ein romantisch-nostalgisch verklärter Blick auf das Klatschen für Pflegekräfte, als einen Moment, in dem eine bessere Zukunft möglich schien, aus.

Impulse liefern stattdessen die vielfältigen intersektionalen, kapitalismuskritischen und postkolonialen Literaturen zu Care (FitzGerald, 2024; Vaittinen, 2015; Care Revolution Netzwerk o.J.; Care.Macht.Mehr, 2020). Diese Arbeiten führen uns die fortwährende Ambivalenz von Care vor Augen: Care stellt Machtssysteme wie Kapitalismus, Rassismus, Kolonialismus und Ableismus in Frage, ist aber auch Teil dieser (Re-)Produktion (FitzGerald, 2024). Drei Argumente dieser Perspektiven wollen wir mit Blick auf die Erfahrungen der Pandemie hervorheben.

Erstens kann Solidarität – als zentrale Forderung im gesellschaftspolitischen sowie medialen Diskurs der Pandemie – nicht als statische und voraussetzungsfreie Größe verstanden werden. Solidaritätsvorstellungen und -forderungen der Pandemie führten zu einer starren und engen Trennung, nicht nur zwischen solidarisch und unsolidarisch, sondern auch zwischen Vulnerabilität und Schwäche angesichts des Virus auf der einen und enormen Erwartungen hinsichtlich der Opferbereitschaft und der Heldenhaftigkeit bestimmter Personengruppen auf der anderen Seite (Berggold-Caldwell et al., 2022; Krause in diesem Sammelband). Weitestgehend ausgenommen von

diesem problematischen Dualismus blieben zum Beispiel die Situation von Menschen in Einrichtungen für Geflüchtete, die Situation wohnungsloser Menschen (siehe dazu etwa den Beitrag von Tsirikiotis in diesem Band), behinderter Menschen, sterbender Menschen (vgl. Schweda, 2021) oder von Personen in Gefängnissen. Von wem und für wen in der Pandemie Solidarität gefordert und anerkannt wurde, zeigt deutlich, wie Solidarität auf problematische Weise politisch wirkmächtig wird und rassistische und patriarchale Ungleichheiten manifestiert (Bergold-Caldwell et al., 2022, S. 136). Zwar entstanden im Zuge der Pandemie zahlreiche Initiativen und Netzwerke, die die Care-Krise politisch sichtbar machten, doch solidarische Vernetzung stellt sich nicht von selbst her. Sie setzt Ressourcen voraus – insbesondere Zeit –, die unter Pandemiebedingungen höchst ungleich verteilt waren (siehe dazu auch den Beitrag von Jurczyk in diesem Band).

Zweitens folgt aus einem kritischen Blick auf die in der Pandemie bemühten Vorstellungen von Solidarität eine »[i]ntersektional informierte Kritik an einer [...] Verteilung von Vulnerabilität« (Bergold-Caldwell et al., 2022, S. 144). Die Pandemie erschütterte die für westlich-neoliberale Ordnungen zentrale (Ziel-)Vorstellung des autonomen Individuums. Wenn die Essenz des Politischen immer eine Reaktion auf unsere Vulnerabilität (Ferrarese, 2016a, 2016b) beinhaltet und wenn Care, »im weitesten Sinne verstanden, eine Antwort auf unser verletzliches Wesen« (FitzGerald, 2024, eigene Übersetzung) ist, dann ist der vulnerable Körper selbst politisch wirkmächtig. Für welche vulnerablen Körper Masken, Impfungen, Krankenhausbetten und Pflege, aber auch Boni, Kinderbetreuung, Möglichkeiten zum Homeoffice und so weiter zur Verfügung gestellt wurden, ist hierbei keine nationale, sondern eine globale Frage – das zeigen die von nationalen Interessen bedrängten Bemühungen der COVAX-Initiative der WHO ebenso wie das Abwerben von Pflegekräften aus dem Ausland durch Initiativen deutscher Bundesregierungen (vgl. de Bengy Puyvallée & Storeng, 2022) – eine globale Frage.

Drittens ist Care verortet an den Knotenpunkten, Übergängen und Überlagerungen von Privatem und Politischem, vom Intimsten und dem Öffentlichen. In einem eng verstandenen Sinn ist Care das, was Menschen am nächsten kommt, wo der kleine oder gebrechliche, der kranke oder schwache Körper von anderen versorgt und umsorgt wird. Im breit verstandenen Sinn geht Care darüber hinaus – als das, was Menschen, Leben, Natur möglich macht. In den vorliegenden Überlegungen sind dies beispielhaft die Sorge um Familien in schwierigen Lebenssituationen (#Familienhilfe) und die Sorge um Räume, in denen Menschen leben können und wollen (#Reinigung). Eindrücklich wird

hier zugleich die Relationalität von Care sichtbar, die sich sowohl in Angewiesenheit oder Vulnerabilität als auch in Handlungsfähigkeit ausdrückt (Butler, 2016). In den untersuchten Fallstudien zur Sozialpädagogischen Familienhilfe und zur gewerblichen Reinigung zeigten sich Aufforderungen und Ermöglicungen von Agency, wenn pädagogische Fachkräfte immer wieder neue Umgangsformen mit den sich ständig ändernden Vorgaben fanden oder Reinigungskräfte sich selbst – neben ihrer Aufgabe der Reinigung – auch als emotionale Stütze wahrnahmen bzw. positionierten (vgl. Simon & Villa Braslavsky, 2023).

Die vier Care-Phasen von Berenice Fisher und Joan Tronto (1990), die Care als eng verknüpft sehen mit Fragen von Aufmerksamkeit, Verantwortung, Kompetenz und Responsivität, helfen, die in pandemische Definitionen von Solidarität und Vulnerabilität eingewobenen Komplexitäten und Ambivalenzen von Care greifbar zu machen. Um das kritische Potenzial von Care für (post)pandemische Zeiten zu nutzen, ist aber insbesondere die fünfte Care-Phase, die Tronto (2013) in ihrem Buch »Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice« skizziert, relevant. In diesem Werk verortet Tronto Care als notwendige Voraussetzung im Zentrum demokratischer Gesellschaften. Die fünfte Phase – *caring with* – beschreibt Care als eine Art Feedback-Loop, in dem die Erfahrung, Care zu empfangen, Menschen aufmerksam(er) für die Care-Bedürfnisse anderer macht. Care ist hier dann eine gesellschaftliche Frage nicht nur von Solidarität, sondern von Vertrauen und Gerechtigkeit.

Jede Form von Care ist damit eine gesellschaftliche Frage: Die Sorge um menschliche Körper ist angewiesen auf die Sorge um den »Körper« und die Institutionen einer demokratischen Gemeinschaft. Dies gilt genauso umgekehrt. Zum einen sind die Grundwerte einer »sorgenden Demokratie« die Grundwerte gelingender Care. Zum anderen muss nicht nur *über Sorge/Care* gedacht werden, sondern genauso *mit Sorge/Care* und *aus Sorge* heraus (Ammicht Quinn 2025). Damit ist Care nicht allein Gegenstand, sondern Leitmotiv des privaten und politischen Denkens und Handelns. Denken über Care und das Sammeln von Wissen über Bereiche, die erst ein Denken mit Sorge erschließen können, bleibt für eine Analyse der Pandemie und mögliche zukünftige Ereignisse zentral. Denken mit Care und Care als Wissensform, *care-ful thinking* und *care-fully creating knowledge*, müssten in jedem zukünftigen pandemischen Ereignis sowohl das politische Abwägen als auch die Erkenntnisse der Expert*innen prägen und ergänzen (De La Bellacasa, 2017 und Ammicht Quinn 2025). Dass dies, gerade unter Bedingungen unzureichenden Wissens und der Notwendigkeit zu handeln, ambivalent und überfordernd

bleibt, ist vorauszusehen. Umso notwendiger ist der kontinuierliche Fokus auf den Schnittpunkt von und das wechselseitige Angewiesensein von privatem und politischem Care-Denken und Handeln zu legen.

Literaturverzeichnis

- Ammicht Quinn, R. (2025). Sorgen um Care: Eine doppelte Krisenhaftigkeit und ein Bewusstsein von dem, was nicht fehlen darf. In M. Bobbert & M. Heimbach-Steins (Hg.), *Sorge – Care: Anthropologische Zugänge, ethische Konzepte, gesellschaftliche Praxen* (S. 17–36). Brill Schöningh.
- Alsago, E., & Meyer, N. (2023). *Prekäre Professionalität: Soziale Arbeit und die Coronapandemie* (1. Aufl.). Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/jj.8692986>
- Bergold-Caldwell, D., Grenz, F., Günster, A., & Kourabas, V. (2022). Wessen Normalität und welche Verhältnisse? Intersektionale Perspektiven auf Systemrelevanz, (Sorge-)Arbeit und Leben in (post-)pandemischen Zeiten – Ein Schreibgespräch. In A. Langer, C. Mahs, C. Thon & J. Windheuser (Hg.), *Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie* (S. 131–151). Verlag Barbara Budrich.
- Blom. (2020, 21. August). *Zum gesellschaftlichen Umgang mit der Corona-Pandemie: Ergebnisse der Mannheimer Corona-Studie*. Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/314345/zum-gesellschaftlichen-umgang-mit-der-corona-pandemie/>
- Butler, J. (2016). *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Suhrkamp Verlag.
- Care Revolution Netzwerk. (o.J.). *Care Revolution*. Abgerufen am 9. September 2025, von <https://care-revolution.org/>
- Care.Macht.Mehr. (2013). *Von der Care-Krise zur Care-Gerechtigkeit*. <https://care-macht-mehr.com/manifest-2013/>
- de Bengy Puyvallée, A., & Storeng, K. T. (2022). COVAX, vaccine donations and the politics of global vaccine inequity. *Global Health*, 18(26). <https://doi.org/10.1186/s12992-022-00801-z>
- Echle, E. (2025). *Poetik des Verschwindens: Ruinen, Corona, Lost Places und die Modellierung von Zeit*. Neofelis.
- Erikson, K. (1994). *A new species of trouble: The human experience of modern disasters*. W. W. Norton.
- Fallwicl, M. (2022). *Die Wut, die bleibt*. Frankfurt a.M.: Rowohlt Verlag.

- Feiler, H. (2021, Juni 17). In Depth – shortread: In was für einer Welt leben wir eigentlich? Überlegungen zur »Rückkehr zur Normalität«. Philosophie InDebate. <https://philosophie-indebate.de/in-depth-shortread-in-was-fuer-einer-welt-leben-wir-eigentlich-ueberlegungen-zur-rueckkehr-zur-normalitaet/>
- Ferrarese, E. (2016a). Vulnerability: A concept with which to undo the world as it is? *Critical Horizons: A Journal of Philosophy and Social Theory*, 17(2), 149–159.
- Ferrarese, E. (2016b). The vulnerable and the political: On the seeming impossibility of thinking vulnerability and the political together and its consequences. *Critical Horizons: A Journal of Philosophy and Social Theory*, 17(2), 224–239.
- FitzGerald, M. (2024). Care, politics, and the political: The case of the Covid-19 global pandemic. *International Feminist Journal of Politics*, 26, 588–608. <https://doi.org/10.1080/14616742.2023.2269947>
- Hutchison, E. (2014). A Global Politics of Pity? Disaster Imagery and the Emotional Construction of Solidarity after the 2004 Asian Tsunami. *International Political Sociology*, 8(1), 1–19. <https://doi.org/10.1111/ips.12037>
- Schlag, G. (2018). Moving Images and the Politics of Pity: A Multilevel Approach to the Interpretation of Images and Emotions. In M. Clément & E. Sangar (Hg.), *Researching Emotions in International Relations: Methodological Perspectives on the Emotional Turn* (S. 209–230). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-65575-8_9
- Schweda, M. (2021). Die Zeit läuft. Ethische Aspekte von Alter, Lebensverlauf und menschlicher Endlichkeit in der Corona-Krise. https://doi.org/10.1007/978-3-658-34045-2_5
- Simon, A., & Villa Braslavsky, P.-I. (2023). It's a dirty job. How life and work changed for cleaners in Germany during the COVID-19 pandemic. *The Sociological Review Magazine*, December 2023 Mess. <https://doi.org/10.51428/tsr.fnxk2360>
- Suckert, L. (2022). Eine Neuordnung der Zeit? Zum Verhältnis von Zeitlichkeit, Kapitalismus und Staat im Zeichen der Pandemie. *Berliner Journal für Soziologie*, 32(1), 123–152. <https://doi.org/10.1007/s11609-022-00466-w>
- Suckert, L. (2023). *Krisenzeiten. Wirtschaftssoziologische Perspektiven auf Zeitlichkeit, Zeithorizonte und Zukunftsvorstellungen im Kontext gesellschaftlicher Krisen. Habilitationsschrift* [Habilitationsschrift.]. Universität Hamburg.
- Thomas, S. (2023). »Die Corona-Pandemie hat mir wertvolle Zeit genommen«: Sorgeperspektiven junger Menschen anhand von Ergebnissen der Studien JuCo I–III. In F. Schmidt & H. Weinbach (Hg.), *(Vor)Sorge und (Un)Gleich-*

- heiten in pandemischen Zeiten. *Rationalitäten – Geschichten* (S. 181–204). transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839462232-009>
- Tronto, J. C. (2013). *Caring democracy: Markets, equality, and justice*. New York University Press.
- Tronto, J. C., & Fisher, B. (1990). Towards a feminist theory of care. In E. K. Abel & M. K. Nelson (Eds.), *Circles of care: Work and identity in women's lives* (S. 35–62). State University of New York Press.
- Vaittinen, T. (2015). The power of the vulnerable body: A new political understanding of care. *International Feminist Journal of Politics*, 17, 100–118. <https://doi.org/10.1080/14616742.2013.876301>
- Vargha, D. (2016, 17. Mai). After the end of disease: Rethinking the epidemic narrative. *Somatosphere*. <https://somatosphere.com/2016/after-the-end-of-disease-rethinking-the-epidemic-narrative.html/>(letzter Zugriff: 28. Oktober 2025)
- Velasco, P. F., Perroy, B., Gurchani, U., & Casati, R. (2023). Lost in pandemic time: A phenomenological analysis of temporal disorientation during the Covid-19 crisis. *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 22(5), 1121–1144. <https://doi.org/10.1007/s11097-022-09847-1>
- Zink, K., & Bomert, C. (in Begutachtung): »Haltet Kontakt mit den Familien, egal wie!« – Alltag, Arbeitslogiken und Herausforderungen der Sozialpädagogischen Familienhilfe in der Covid-19-Pandemie. Eingereicht in der Zeitschrift *neue praxis*.